Glaube und Sicherheit

Deutsche und europäische Probleme der Jahrtausendwende im Zeitalter Bernwards und Godehards von Hildesheim

Von FRIEDRICH HEER

Am 22. Februar 1945 trafen die ersten Bomben, genau einen Monat später, am 22. März, ging Alt-Hildesheim unter im Feuerhagel. Wenige Wochen später erreichten die Russen die Enns; die alte Grenze des bayerisch-fränkischen Westeuropas gegen die Hunnen, dann die Awaren im 8. Jahrhundert, überschritten erst durch Karl den Großen, wird nun für zehn Jahre zur Grenze der sowjetischen und amerikanischen Besatzungszone in Österreich. Am 26. April, um vier Uhr nachmittags, reichen sich amerikanische und russische Soldaten die Hand an der Elbe. Die Zerstörung des alten Hildesheim und die schwere Versehrung von St. Michael, einem der glanzvollsten und ehrwürdigsten Wahrzeichen, Lebenszeichen Alteuropas zeigen demonstrativ an: hier, heute ist in Frage gestellt, was damals, vor tausend Jahren, grundlegend im realsten Sinn des Wortes geschaffen wurde: eben jenes Deutschland, das heute zerrissen ist, eben jenes Europa, das heute in West und Ost und von West und Ost umkämpft ist. In Frage gestellt ist darüber hinaus, in der ganzen Welt, die Kraft, die einst das alles mittrug, mitschuf – das alte Hildesheim, die Volkwerdung der Stämme zur deutschen Nation, das Heilige Römische Reich und Europa: der christliche Glaube.

Die deutschen und europäischen Probleme der ersten Jahrtausendwende, im Zeitalter der Bischöfe Bernward und Godehard von Hildesheim, 993 bis 1038, sind immanent, in ihrer Struktur verwandt, erregend verwandt großen Problemen dieser Jahrzehnte vor der zweiten Jahrtausendwende. Da geht es, nicht zuletzt im Sachsenland, um die Einwurzelung eines Volkes, das eben noch in einer frühzeitlichen, archaischen Kultur lebte, in einem mächtigen Sprung, in einen neuen Glauben und eine im römisch-griechischen Mittelmeerraum in ganz anderen Klimaten und Zeiten gewachsene technische und geistige Zivilisation. Die Anstrengungen, die nach der gewalttätigen Unterwerfung der Sachsen durch Karl den Großen diesem Volke im 9. und 10. Jahrhundert zugemutet wurden, waren nicht geringer als das, was heute den Stämmen Innerafrikas und Völkern Asiens zugemutet wird.

Da ging es, zum zweiten, um die Auseinandersetzung mit den slawischen Nachbarvölkern, wobei damals, im 10. und frühen 11. Jahrhundert, in Kampf und Begegnung, exemplarisch die Möglichkeiten und Katastrophen deutsch-slawischer Wechselbeziehungen im zweiten Jahrtausend aufgezeigt,vor-gespielt werden. Da stellt sich, in großer Härte, diesem Volke und ganz Europa ein drittes, allumfassendes Problem vor: Sicherheit.

Sicherheit: Schutz gegen feindliche Einfälle von Dänen und nordischen Wikingern, von Elbslawen, Polen, Ungarn, Sarazenen. Seit dem Zusammenbruch der

Reichsverteidigung im Reiche Karls des Großen sind die Verhältnisse der Völkerwanderung wiedergekehrt. Symbol für das hohe 9. Jahrhundert: der bedeutendste und geistesmächtigste Prälat des Westens, Hinkmar von Reims, stirbt auf der Flucht vor den Normannen. Das größte im deutschen Raum im 10. Jahrhundert geschaffene Poem, das deutsche und lateinische Walthari-Lied, behandelt die abenteuerliche Flucht zweier junger Menschen des christlichen Westens aus dem hunnischen Lager Attilas. *Mönche und Laien, weltliches und geistliches Volk unseres Mittelalters erfahren die Völkerwanderung als Gegenwartserlebnis* – ein untrügliches Zeichen dafür ist die Tatsache, daß das Sagen- und Erzählgut bis ins hohe 15. Jahrhundert, und damit die schöpferische Phantasie und Erinnerungskraft des Volkes, mit Themen, Helden, Situationen der Völkerwanderung besetzt sind: Siegfried, die Nibelungen, Herr Dietrich von Bern, also Theoderich der Große.

Sicherheit! Wer schafft Sicherheit, gibt Sicherheit? Wer schafft Schirm und Schutz – gegen feindliche Invasion, wobei das Volk die Ungarn mit den Awaren, später den Slawen, zusammensieht, und beide als Nachfolger der Hunnen, als „Teufelsvölker" ansieht. Wer schafft Sicherheit gegen den Überfall des Bösen, des Teufels und seiner zahlreichen Helfershelfer im eigenen Volk, in der eigenen Brust? *Glaube und Sicherheit* erweisen sich dergestalt für Menschen dieses Zeitalters als eng zusammenhängend: glaubwürdig ist nur ein Mensch, ein Mann, eine Macht, ein Gott, die Sicherheit schaffen. Es ist die Leistung sächsischer ottonischer Reichsbischöfe, dem Volk diesen Glauben gegeben, geschaffen zu haben. Diese außerordentliche Leistung verdient näher betrachtet zu werden.

Die sächsische, ottonische Sicherheit ist durch den Sieg Ottos I. auf dem Lechfeld 955 militärisch begründet, durch seinen Reichsbau im sogenannten ottonischen System, in engster Zusammenarbeit mit seinen Bischöfen und verwandten geistlichen Gehilfen politisch fundamentiert worden. Der Aufstieg der sächsischen Kaiser zur Vormacht Europas und die Bildung dieser ersten deutschen Kultur, einmalig in ihrer inneren Dichte, geschaffen durch den hohen Reichsklerus, bilden ein eng zusammenhängendes Kunstwerk, das in späteren schweren Krisenzeiten Europas und des Reiches die Bewunderung eines Nikolaus von Cues und eines Leibniz erregt haben. Dieser Aufstieg und Aufgang vollzieht sich angesichts eines Zerfalles des Westens, der den Zeitgenossen abgründig und ausweglos erschien. Die beiden Pole, um die und in deren Kraftfeld sich Europa aus den Wirren der Völkerwanderungszeit zu sammeln und zu erheben begann, zerfielen im hohen 9. und 10. Jahrhundert in erschreckender Weise: der Westkern des Karlsreiches, Frankreich, und Rom, das Rom der Päpste.

Europa, eben erst aus der Wiege gehoben, von zwei Vätern, Karl dem Großen, und dem Papst, erschien vaterlos. Wenn im Geschichtsbild der großen sächsischen Geschichtsschreiber der Jahrtausendwende, dieser Mönche und Bischöfe, der Papst in Rom so gar keine bedeutende Rolle spielt, dann auch deshalb: der Papas, der Vater in Rom, konnte in den schweren Zeiten der eigenen Volkwerdung keinen Schutz geben, bot vielmehr in Leben und Sterben oft ein Schauspiel erbarmungswürdigen Elends. Der Verfall des Papsttums begann

sichtbar mit dem Tode Johanns VIII. Dieser bedeutende Papst, der Karl II., den Kahlen, zum Kaiser gekrönt hatte, wurde eine Woche vor der Weihnacht 882 von Verwandten vergiftet, dann, als das Gift nicht schnell genug wirkte, mit dem Hammer erschlagen. Dieser erste Papstmord wirkt wie eine Kettenreaktion. Stephan VI. führt 896/7 das dunkelste Zeitalter herauf. Dieser Papst läßt den von ihm tief gehaßten Papst Formosus aus dem Grabe holen, setzt ihn in päpstlichen Gewändern auf den Thron, um über ihn Gericht zu halten. Ältester, archaischer Haß, wie wir ihn aus Merowingertagen und nordischen Sagas kennen, hat sich hier in Rom eingehaust, das zu einer Mörderhöhle wird. Stephan läßt dem Toten die Segensfinger der rechten Hand abhauen, ihn dann in den Tiber werfen. Einige Monate später wird er selbst erwürgt. Sechs Jahre später wird der heiligmäßig lebende Papst Leo V. von einem Presbyter Christophorus ins Gefängnis geworfen und gemartert: dieser sein Nachfolger wird zugleich mit ihm vom einstigen Gegenpapst Sergius erwürgt, der aus der Verbannung zurückgekehrt, nunmehr Papst wird. Dieser Sergius III., Papst und Mörder zweier Päpste, führt das Regiment der „Pornokratie" herauf: Kardinal Baronius, der große Historiker der Gegenreformation, hat es so genannt. Unter der Herrschaft des Mannweibes Marozia wird Johann X., zuerst ihr Günstling, dann Gegner, eingekerkert und 928 ermordet. Ermordet werden seine beiden Nachfolger Leo VI. und Stephan VII. Als Sohn der Marozia und des Papstes Sergius III. wird Johann XI. 931 Papst, endet als Gefangener. Der Aufgang der sächsischen Macht und die Anfänge Ottos des Großen fallen zusammen mit einem neuen Niedergang päpstlicher Würde. Eben der Papst, der König Otto nach Italien ruft und am 2. Februar 962 mit Adelheid zum Kaiser krönt, war ein ungebildeter Tyrann, der nur die Volkssprache kannte und den Lateran zum Bordell machte. Abgesetzt im folgenden Jahr durch eine Synode unter Führung des Kaisers, setzt er sich nach dessen Abzug durch, nimmt fürchterliche Rache an seinen Gegnern und stirbt am 14. Mai 964 nach einem Ehebruch, wobei ihn der betrogene Ehemann so zurichtete, daß er nur noch acht Tage lebte. Der Papst, der Otto II. zu Weihnacht 967 zum Kaiser krönte, Johann XIII., war wahrscheinlich ein Sohn der Theodora, der gewalttätigen Schwester der Marozia, und selbst nicht minder eine Gewaltnatur, der sich nur mit Hilfe des Kaisers behaupten konnte. Sein Nachfolger Benedikt VI. wird von der kaiserfeindlichen Partei 974 erwürgt. Der kaiserliche Reformwille setzt die Erhebung des Erzkanzlers Otto II. in Italien, des Petrus von Pavia, zum Papst durch: dieser Johann XIV. fällt nach dem Tode Ottos II. dem zurückgekehrten Gegenpapst Bonifaz VII. in die Hände, der ihn einkerkern und verhungern läßt. Bonifaz VII. selbst wird ein Jahr später umgebracht, seine Leiche verstümmelt und durch die Straßen Roms geschleift. Sein Nachfolger Johann XV., verhaßt durch seine Geldgier und seinen Nepotismus, ruft Otto III. zur Kaiserkrönung. Unter seinem Regime erfolgt die erste päpstliche Heiligsprechung, die Ulrichs von Augsburg, 993. Kaiserlicher Reformwille setzt nun, aufeinanderfolgend, den ersten deutschen, dann den ersten französischen Papst durch: den Urenkel Kaiser Ottos I., Brun, als Gregor V., er stirbt nach nicht ganz dreijähriger Regierung, mit dreißig Jahren im letzten Jahr des

ersten Jahrtausends nach Christi Geburt, im Februar 999. Für drei Jahre wird dann Gerbert von Aurillac, der hochgebildete Aquitanier, der Lehrer und Freund Ottos III., Papst, als Silvester II. Mit dem neuen Jahrhundert und Jahrtausend beginnt in schweren Wehen der Aufstieg des Papsttums zur religiösen und politischen Vormacht Europas.

Wir sehen heute, verwirrt und erschrocken, in unserem hohen 20. Jahrhundert, auf die Geburtswehen eines neuen Jahrtausends, einer neuen Epoche, wobei Vulkane von Haß sich, so scheint es, in den Völkern Afrikas, Asiens und Südamerikas erheben: Völker, die den Sprung wagen aus frühzeitlichen Volkskulturen und zerschlissenen archaischen Kulturen in die Zivilisation des Atomzeitalters. Mitten in solchen Wehen, unter nicht geringeren Schmerzen vollzieht sich im 10. Jahrhundert langsam, mit schweren Rückfällen, die Festigung der brodelnden Lavamassen, in denen uraltes Gestein aufgeschmolzen wird, in Verfolgung und unter großen Schmerzen, und verfestigt, um die Jahrtausendwende die Formen des Neubaus sichtbar werden läßt: die politischen Strukturen des deutschen Kernraumes und Frankreichs, wo 987 mit Hugo Capet die Capetinger auf den Thron kommen.

Eben dieser Westen, der westfränkische Raum, also das werdende Frankreich, das im hohen Mittelalter und darüber hinaus zum geistigen, spirituellen und intellektuellen Zentrum Europas werden sollte, stöhnt in diesem ganzen 10. Jahrhundert, wie zuvor, unter den Einfällen der Normannen, Ungarn, Araber, wobei die permanenten Fehden des einheimischen Adels das Land zusätzlich verwüsten. Zu Bürgerkrieg und Invasion kommen Seuchen und Hunger. 48 Jahre währt die Hungersnot in Gallien zwischen 970 und 1040, dazu die Seuche, „das heilige Feuer", wie es die Chroniken nennen. Das gequälte geschundene Landvolk sucht in Bauernaufständen Luft, Freiheit. Der große Bauernaufstand in der Normandie 997 verbreitet sich in ganz Nordwesteuropa. Da darf es nicht Wunder nehmen, daß Endzeitängste, Weltuntergangsangst, das Volk und erregte Einzelne überfallen. Wenn auch die im 19. Jahrhundert vertretene Ansicht, Europa sei um das Jahr 1000 von Weltuntergangsängsten überschwemmt worden, in dieser Form nicht haltbar ist, so gilt doch als geschichtliche Realität: vom 8. zum 10. Jahrhundert wurzeln sich bereits tief Untergangsängste ein; die geistlichen Gedichte bezeugen es eindeutig, wobei germanische und frühzeitliche Weltuntergangsangst vielfach nahtlos verschmelzen mit dem Schrecken des Jüngsten Gerichts. Das „dies irae, dies illae" des 13./14. Jahrhunderts wird hier vorweggesungen und erfahren: Gott richtet die Welt, verbrennt sie zu Asche, zuvor aber kommt der Antichrist, und fallen, aus dem Osten, Gog und Magog, die das Christenvolk mordenden Völker der Endzeit, über die Christenheit her und erwürgen sie. Von der großen Angst im Westen, die sich – auch damals – mit politischer Spekulation und Propaganda gelegentlich verbindet, zeugt der Hofkaplan der Königin Gerberga, Adso, der 954 auf deren Bitten zur Beruhigung der erregten Gemüter sein „Buch vom Antichrist" schreibt: die letzten Zeiten sind noch nicht gekommen, zudem: ein König der Franken wird der Endzeitkaiser sein, er wird seine Krone auf dem Ölberg in Jerusalem niederlegen und dem Gekreuzigten die Herr-

schaft übergeben. 998, kurz also vor dem Jahre 1000, verfaßt Abbo von Fleury seinen „Liber apologeticus", seine polemische Schrift gegen die Weltuntergangsangst. Er erzählt, wie er bereits in seiner Jugend viele Endzeitprognosen in Predigten hörte, besonders in Lothringen, wo man für 992 das Ende der Welt erwartet hatte. Abbo kämpft gleichzeitig gegen diese lothringische eschatologische Bewegung und gegen zeitgenössische Pariser Prediger. Sein Motto lautet: datieren wir nicht den Tag X, den Tag Christi, des Jüngsten Gerichts. Urkundenformeln vor allem in französischen Klöstern halten stereotyp fest: „Jetzt, in der Zeit des herannahenden Weltendes und der wachsenden Ruinen und Verwüstungen." Appropinquante etenim mundi termino et ruinis crescentibus. Jetzt um die Jahrtausendwende und in den schweren Wehen des neuen Jahrhunderts, da berichtet Radulfus Glaber, der durch Cluny geprägte Mönch, von den Hungersnöten in Frankreich 1033, daß sie eintausend Jahre nach dem schmerzhaften Leiden des Herrn, nach der Passio Christi, das bejammernswerte Volk, die misera plebs, überfielen. Derselbe Radulfus Glaber vermeldet freudig- bestürzt, verwundert: drei Jahre nach dem Jahre 1000 ist es, als ob die Welt ihr altes Kleid ablege und überall ein neues hellglänzendes Gewand anziehe; sie bedeckt sich mit wundersam schönen neuen Kirchen. Eine „überwältigende Baufreudigkeit" (H. Jantzen) erfaßt die Generationen vor und nach der Jahrtausendwende: *mitten in der Endzeitangst beginnt der Neubau.* Offen greifbar wird hier, im Wort der Aussage, in Wille, in Bau, in Stein, ein Phänomen des Abendlandes: alle Erneuerungsbewegungen hängen hier enge mit Zerfallsprozessen und Untergangsängsten zusammen: letztere bilden die Wiege für neue Geburt. Mönche beginnen die Reform ihrer Klöster, seit dem hohen 8. Jahrhundert, als Reformatio. Auch der Mönch Martin Luther, der das Weltende nimmer weit wähnt, kann sein Werk nur als Reformation und Wiedergeburt in Rückkehr zu den verschütteten Quellen des Ursprungs verstehen. Alle Renaissancen und Reformationen, ja auch die großen Revolutionen, so die englische puritanische Revolution und die Große Französische Revolution verstehen sich als Gewinnung der *„Neuzeit"*, wobei novissimis diebus, der Jüngste Tag der Weltgeschichte, Weltgericht, Welterneuerung, und Wiedergewinnung der Vorzeit, der edlen Einfalt römischer politischer Tugend und Tüchtigkeit erdacht, erstrebt werden.

Die *Gegenwart,* die Zeitgenossenschaft wird als *„Moderne"* verstanden: es tut gut zu wissen, gerade auch um diesen Aufgang Europas und zumal der sächsischen Kultur, Kunst, politischen Form und religiösen Gesittung im Zeitalter Bernwards und Godehards verstehen zu lernen, genau zu wissen, was „modern" für eben diese Menschen damals bedeutete. Im 6. Jahrhundert, in der Völkerwanderungszeit, taucht „modernus", gebildet von „modo", also „kürzlich, eben", erstmalig im Mittellatein auf, und wird im 10. Jahrhundert in die Umgangssprache aufgenommen. Dieses „modern" hat eine mehrschichtige Bedeutung, in der sich das Zeitgefühl und Welterleben, Angst und Hoffnung, Sorge und Mut der Zeitgenossen verdichten. Wir, die „Modernen", um die erste Jahrtausendwende, das will besagen: wir leben nach unseren Vätern, nach Christi Geburt, in einer Zeit, die nahe dem Gericht ist. Wirken wir also,

solange es Tag ist. Wir, die Modernen, sind Zwerge, die auf den Schultern der Antike stehen (so wird man es genau im frühen 12. Jahrhundert formulieren); aber auch als Zwerge, als kleine Menschen, sehen wir weiter und höher hinauf, als selbst die größten und weisesten Meister der Heiden. Demut und hoher Mut mischen sich hier, wie so oft im Mittelalter. Sorge, Weltangst und Weltüberwindung, Zuversicht. In eben dieser Moderne, modernis temporibus, leben nun, um 1000, sehr verschiedene Menschen nebeneinander. Menschen, die in der Angst verzagen, und Menschen, die voll Zuversicht Bauherren werden. Bauherren des Reiches, Bauherren der jungen Dome, die da um 1000 im Reichsraum in einer einzigartigen Fülle erstmalig gebaut werden. Interessant ist dabei, wie der Angst im Westen, im französischen und italienischen Raum, eine große Hoffnung im Osten entspricht. Thietmar von Merseburg begrüßt das Jahr 1000 als tröstenden 1000. Geburtstag Christi, als neuen Morgen einer neuen Zeit. Der politische Optimismus der sächsischen Kaiser und die Vollkraft des sächsischen Volkes, das nunmehr im Christentum innerste Kräfte entbindet und bindet, in neuer Form erstmalig gewahr wird, sind sich bewußt: wir sind ein aufsteigender Ast am Weltenbaum, am Stamm der Menschheit, edel, adeligen Blutes, aus dem gottgesegneten Sachsenstamm; auf uns ruht der Glanz der Gottesmacht. Hören wir in diesem Sinn hellhörig die Eingangsworte der Viten, der Biographien des Sachsen Bernward und des Bayern Godehard, wie ihre Lehrer und Schüler und Freunde sie gesehen haben. Thangmars Vita Bernwardi hebt an: Ortus igitur egregiae indogis puer Bernwardus claro nostrae gentis sanguine ... Der Held, der junge Mann Bernward stammt aus adel-adeligem Geschlecht, aus unserem herrlich-berühmten Sachsenstamm ... Und Godehards Vita hebt an, nicht minder triumphierend: Divinae potentiae semper est laudibiliter admiranda mirabiliterque laudanda dispositio ... In kunstvoller Verschlingung der Schmuckworte, wobei antikische Rhetorik und volkhaft-germanische Ornamentkunst sich verschwistern, wird auf die Ordnungsmacht der nie genug zu rührenden Gotteskraft gewiesen: sie ruht auf dem jungen Mann aus herrlichem Geschlecht, auf dem praeclarae indolis puer nomine Godehardus. *Bernward ist der erste kanonisierte Heilige des Sachsenvolkes geworden, Godehard der erste Heilige des Bayernstammes* ...

Unheilszeichen über dem Jahre 1000: drei Monate lang ist im Westen ein Komet sichtbar, und das hochberühmte Heiligtum des heiligen Michael, des Vorkämpfers der himmlischen Heerscharen wider alle Feinde Gottes, die Kirche auf dem Mont-St-Michel, wird vom Blitz in Brand gesteckt. Schwer lasten die Wetter und Weltgewitter auf dem Sachsenland, auf der Diözese Bernwards bereits im ersten Jahr seines Regiments als Bischof in Hildesheim 993: auf einen sehr heißen Sommer folgt ein sehr kalter Winter, beide wirken katastrophal; eine Seuche verzehrt Vieh und Menschen. Im nächsten Jahre fallen Menschen, Vieh, Schweine, Schafe wieder einer Seuche zum Opfer. Hunger und Barbareneinfälle: die Quedlinburger Chronik beruft die Klagerufe des Jeremias zum Ausdruck der eigenen Not. 998, kurz vor der Jahrtausendwende, erschüttert ein Erdbeben das Sachsenland, zwei Feuersteine fallen vom Himmel, einer direkt in die Stadt Magdeburg. Ein neues Erdbeben im Jahre 1000. 1004 wü-

ten furchtbare Stürme, 1008 kommt die große Flut, überschwemmt die Küstenlande, ihr folgt 1009–1011 die Seuche. Stürme wüten 1012/3, das Feuer zerstört 1013 teilweise Bernwards Domkirche, 1014 setzt die große Flut Walcheren und Flandern unter Wasser, 1020 begraben die Überschwemmungen der Elbe und Weser Kirchen, Häuser und Menschen und das kostbare Vieh in den Wassermassen. Nachher kommen Würmer und Schlangen aus dem überschwemmten Land. Dazu die Einfälle der Normannen und Slawen. 983 ergreift, ein mächtiges Feuer, der große Slawenaufstand das ganze Sachsenland. Die Slawen reißen den Leichnam des Bischofs Dodilo von Brandenburg aus dem Grab, lassen hungrige Hunde über ihn herfallen, um ihn so sakral zu schänden (das Tragen eines Hundes ist im deutschen Mittelalter bekanntlich eine vom Gericht verhängte Strafe) und werfen dann die Reste in die Gruft. Bernward wird später den durch den großen Slawenaufstand von 1018 von seinem Bischofssitz Oldenburg vertriebenen Bischof Bernhard (auch Benno genannt, Doppelnamen sind damals häufig) bei sich aufnehmen, dieser Flüchtling wird sein treuer Freund und Gehilfe. Die Slawen halten die Elblinie, und drohen immer wieder die Diözese Bernwards und Hildesheim selbst zu überrennen. Neben der *Elbe* ist die *Oder* die deutsche Grenze. Die Oder ist es, seit der Schüler und Zögling Bernwards, Otto III., im Jahre 1000 der Errichtung des Erzbistums Gnesen zugestimmt hatte. Karl Jordan hält mit Recht fest: „Wenn *Kolberg, Breslau* und *Krakau* als Suffraganbistümer dem neuen Erzstift unterstellt wurden, so bedeutete dies zugleich eine Anerkennung der von Boleslaw eroberten oder beanspruchten Gebiete von Pomerellen, Schlesien und Krakovien als polnischen Herrschaftsbereich." Die deutsche Elbe- und Odergrenze um das Jahr 1000 ist in mehrfacher Hinsicht für Deutsche und Europäer um 1960 bedenkenswert. Die Problematik der Elbe-Odergrenze nach 1945 wird durch die Kämpfe um die Elbe-Oder-Grenze und immer wieder über die Elbe-Oder-Linie im 10. und 11. Jahrhundert mehrfach beleuchtet. Glaube und Sicherheit: deutscher religiöser und politischer Glaube inkarnierten sich hier immer wieder in den Auseinandersetzungen mit den Slawen.

Zehn Tage nach seiner Krönung zum Kaiser gründete Otto der Große das Erzbistum Magdeburg. Als „Hauptstadt des deutschen Ostens" (A. Brackmann) soll es keine Grenzen seines Missionsgebiets nach Osten hin haben. Otto I. denkt an die Missionierung Rußlands. Am Vorabend der Kaiserkrönung hat er den Mönch Adalbert aus Trier als Missionsbischof nach Kiew gesandt. Der Auftrag Magdeburgs, das ein deutsches Rom zur Gewinnung Osteuropas werden sollte, lautet in der harten und klaren Sprache der Gründungsurkunde: gentes ultra Albim et Salam jugo Christi subdendos. Die Slawenvölker jenseits von Elbe und Saale sind dem Joche Christi zu unterwerfen. Das Joch Christi, das hieß, deutsche Oberherrschaft. Gegen diesen sehr großen Anspruch Ottos I. protestierten sächsische Adelige, die Bischöfe von Mainz und Halberstadt. 955, wohl gleich nach der Lechfeldschlacht, hatte der König durch Abt Hadamar von Fulda dem Papst Agapet II. seinen Magdeburger Plan vortragen lassen, der die Errichtung neuer Bistümer ganz in das Ermessen des Königs stellte. Da erhebt, als erster, der führende Mann der Reichskirche, Erzbischof

Wilhelm von Mainz, in einem Brief an den Papst, Einspruch gegen diesen Plan des Königs: hier handle es sich um einen unberechtigten Eroberungswillen, die Ausbreitung des Christentums sei nur ein Vorwand.

Was für ein denkwürdiges Schauspiel: der erste Mann der Reichskirche sucht des Königs Königsgedanken, die Unterwerfung und Christianisierung der Slawen, als eine in sich fragwürdige Ideologie zu entlarven. Hier steht Sohn gegen Vater. Erzbischof Wilhelm ist ein Sohn Ottos des Großen, aus einer frühen Verbindung des jungen Otto mit einer slawischen Adeligen, die er aber nicht heiraten durfte. 968 bestimmt Papst Johann XIII. die Oder als Grenze des Magdeburger Erzbistums. Ottos Plan, nicht nur als Suffraganbistümer Havelberg, Brandenburg, Merseburg, Zeitz und Meißen, sondern auch das neugegründete polnische Bistum Posen und auch Prag der Metropole Magdeburg zu unterstellen, ist gescheitert.

Die Beziehungen der deutschen Stämme, und besonders der Sachsen, zu den Slawen im frühen und hohen Mittelalter sind komplex, vielschichtig: Haß, unverhohlene Verachtung stehen bisweilen unmittelbar neben Anerkennung und einem tiefen Verständnis. Karl Gottfried Hugelmann hat darauf aufmerksam gemacht: im Osten treffen die Völker weit härter und in ihren Äußerungen grausamer aufeinander als Deutsche und Franzosen im Westen: was dort, im Westen, Rivalität, Streit um Rangordnung und Sendung ist, erscheint im Osten oft als bittere Feindschaft. Die deutsche Volks- und Reichsgrenze erfährt im Westen seit 925 keine und im späteren Mittelalter keine umstürzenden Verschiebungen, das Deutschtum ist dem französischen Volkstum gegenüber in der Defensive. Anders im Osten: hier greifen, nach der defensiven Haltung im 9. und teilweise 10. Jahrhundert, die deutsche Eroberung und Siedlung gewaltig aus. Es geht, wie es in einem berühmten Aufruf flämischer und sächsischer Geistlicher zur Siedelung später heißt, gegen „diese unmenschlichsten Heiden". Es geht gegen die stinkenden slawischen Hunde. Schon Bonifatius hat die Slawen, wie schon der Name besage, als geborene Sklaven erachtet, ein „stinkendes und verabscheuungswürdiges Geschlecht" genannt. Hundert Jahre später berichtet Abt Eigil von Fulda, wie Abt Sturm in der Fulda badende Slawen angetroffen habe und von ihrem Körpergeruch entsetzt zurückgeprallt sei. Deutsche und Slawen können sich, wörtlich verstanden, körperlich nicht riechen, so wie Südstaatler und Neger in Amerika. Oft werden da, im 9. Jahrhundert bereits, die Slawen als verabscheuungswürdige Tiere genannt, als „Hunde". *981* will ein getaufter Slawenherzog seinen im deutschen Heerbann in Italien bewährten Sohn mit der Nichte des sächsischen Herzogs Bernhard II. vermählen. Markgraf Dietrich widerspricht: „man darf eine Blutsverwandte nicht einem Hunde geben". Herren dieser Art bekennen sich zu dem Grundsatz, den Widukind von Korvei Otto dem Großen in den Mund legt: *„Weit besser ist es, mit den Schwertern als mit Worten das Gespräch zu beginnen."* Obwohl diese Rede Ottos an seine Großen Sallust nachgebildet ist, gibt sie treffend dem deutschen Schwertglauben Ausdruck. Mit Slawen, mit diesen Tieren, spricht man nicht, es sei denn in der Sprache der Waffen. Die Slawen sind, um Arnold von Lübeck und Helmold, dem Pfarrer in Bosau, in seiner Slavenchronik das Wort

zu geben, „von Natur aus verderbt, verbrecherisch", die Polen besonders sind grausam im Rauben und Morden, ihre Beutegier ist unbezähmbar, und allen Slawen sei die „Untreue" eigen; *incerta fides:* man könne ihnen nicht Glauben und Vertrauen schenken. *Diese ‚incerta fides'* ist ein Gegenstück zur ‚graeca fides', zur sprichwörtlichen Unglaubwürdigkeit der byzantinischen Diplomatie und Politik. Noch Maria Theresia spricht von dieser höchst unglaubwürdigen ‚graeca fides', und bezieht sie auf die Russen und auf Friedrich den Großen . . .

Tragisch dokumentiert sich dieses gegenseitige Nichtglauben, Nichtvertrauenkönnen in dem bekannten Bericht der „Wunder des heiligen Kaiser Heinrich", des Schülers der Hildesheimer Domschule und Zöglings Bernwards: ein alter blinder Wende, dem geraten wird, die Reliquien Heinrichs II. zu berühren, um geheilt zu werden, lehnt resigniert ab, da Heinrich als Deutscher einem Wenden doch nicht helfe.

Incerta fides: es gibt keinen Glauben, keine Glaubwürdigkeit, keine Sicherheit in den Beziehungen mit den Slawen. Das Sicherste ist es, mit ihnen in der Sprache der Waffen zu verkehren. Diese Grundüberzeugung steht, nebst vielen anderen Motiven, hinter den einhundertfünfundsiebzig deutschen Ostfeldzügen zwischen 789 und dem ersten Polenzug Friedrichs I. 1157. Von diesen 175 Feldzügen haben, der Bilanz Konrad Schünemanns von *1938* zufolge, ein Drittel das allernächste militärische Ziel einigermaßen erreicht, ein Viertel brachte halbe Erfolge, der Rest ist gescheitert. 20 Feldzüge endeten mit Totalkatastrophen des deutschen Heeres.

Und nun aber auch eine andere Seite deutsch-slawischer Beziehungen. Sächsische Adelige sind, gerade auch zu Ottos I. Zeiten, Verbündete heidnischer Slawenfürsten, andere adelige Sachsen wollen einfach nicht gegen die Slawen kämpfen, mit denen sie versippt und verschwägert sind. Der sechsjährige Otto III. wird als Kind auf den obligaten Slawenzug mitgenommen, um die deutschen Krieger anzufeuern, die nicht gegen die Slawen kämpfen wollen. Als 991 Otto II. Brandenburg, die Hauptstadt der Heveller erobert, erobert sie ein *sächsischer* Ritter, Kizo, im Bunde mit den Liutizen zurück. Die beiden großen sächsischen Geschichtsschreiber der Zeit, der Mönch Widukind von Korvei und der Bischof Thietmar von Merseburg bezeugen sächsische Anteilnahme am Schicksal der Slawen. Widukind bewundert geradezu diese immer noch Widerstand leistenden Slawen, die furchtbare Verluste erleiden und nach der Niederlage nicht selten erschlagen oder aufgehängt werden, wie 955 an der Recknitz: „Jene aber wählten dennoch lieber Krieg als Frieden und schätzten alles Elend gering gegenüber der teuren Freiheit; denn dieser Menschenschlag ist hart und mühsale-erduldend, an die einfachste Nahrung gewöhnt, und was den Unseren schwerste Last zu sein pflegt, das halten die Slawen für eine Art Vernügen". Thietmar von Merseburg sieht die Hauptursache des großen Slawenaufstandes von 983 im Übermut, in der Unterdrückung durch Markgraf Thiedrich von der sächsischen Nordmark, dem die Aufsicht über die Liutizen anvertraut war. Thietmar beklagt die Schandtaten deutscher Truppen in Böhmen 1017: diese besudeln und entehren den Sieg der Waffen. Nachdenklich berichtet Wipo in den „Gesta Chuonradi" von einem Vorkommnis, das ihm nicht aus dem Kopf

geht. 1033 gab es wieder einmal, wie so oft, Streitigkeiten zwischen Sachsen und Slawen im Reichsgebiet. Vor dem Gericht Konrads II. konnte nicht entschieden werden, von wem die Unruhen ausgingen. Da befiehlt Konrad II. ein Gottesgericht, einen Zweikampf zwischen einem Sachsen und einem Wenden. Der Slawe siegt, und Konrad entscheidet zugunsten der Sachsen. Nachdenklich hält Wipo hier fest: der Sachse habe bei seinem Zweikampf auf Gott vertraut, der über Gerechte und Ungerechte herrsche, der Wende aber (wörtlich) „allein auf die Wahrheit".

Es gibt, in diesem 10. und frühen 11. Jahrhundert, tiefe Gemeinsamkeiten zwischen Sachsen und Slawen; sie verheiraten ihre Kinder, sie leben miteinander, sie haben eine alte Volkskultur, die viele verwandte Züge aufweist. Die Sympathien Widukinds von Korvei und Thietmars von Merseburg sind von hier zu verstehen. Der Mönch Widukind ist ein streitbarer Sachse, dem die Sagen und Lieder der Sachsen wohlvertraut sind und der liebevoll auf Rebellen und Männer der Résistance blickt, ganz im Sinne des Ethos der heldischen Frühzeit. Thietmar von Merseburg kennt die Sprache der Elbslawen und sieht mit hohem Interesse auf die östlichen Nachbarvölker der Deutschen, auf Polen, Böhmen, Russen, Ungarn. Etwas von einem innersten, aber offenbaren Geheimnis letzter slawisch-sächsischer Verbundenheit deutet Thietmar an, indem er berichtet, daß sogar Christen, Sachsen sich über das Wiedererstarken des Heidentums bei den Slawen nach dem erfolgreichen Aufstand von 983 *freuen.*

Der Bischof Bernward von Hildesheim betreibt keine Slawenmission. Zur Verteidigung, zur Abwehr, baute er die Mundburg am Zusammenfluß von Aller und Ocker, gegen Normannen und Slawen, und baut Wyrinholt, als einen befestigten Platz gegen die Elbslawen. 1001, nach seiner Rückkehr aus Italien, baut er den Wall um die Domburg, die Altstadt. Bernwards Sorge gilt, wie sein Lehrer und Biograph 1020 meldet, den „schlechten Christen". Dieser nüchterne, herzstarke Mann, der Bischof Bernward von Hildesheim, war sich zutiefst bewußt, wie sehr das Christentum erst der Einwurzelung bedurfte, bei seinen Sachsen und bei den Slawen ringsum, in den Dörfern der eigenen Diözese und jenseits der stets überfluteten, überbrandeten Grenze. Glaube und Sicherheit, dieses innere und äußere Fundamentsproblem war ja nur zu gewinnen, wenn der christliche Glaube so tief in Leib und Seele eingefleischt, eingewurzelt werden konnte, daß er dergestalt tragfähig wurde, die Last der Geschichte, und das hieß damals und heute: die Last jedes Jahres, immer neuer Krisen, zu tragen. Das aber bedeutete: die Einwurzelung des Christentums in der Volksseele, die in sich unauslöschlich die Erinnerung an die Jahrhunderte großer und nie zu bewältigender Vergangenheit, in Vorzeit, Frühzeit, Völkerwanderungszeit trug. Wir sind heute, in der Missionswissenschaft, auf Grund jahrhundertelanger Mißerfolge, mißtrauisch geworden gegen den Begriff „Heiden", und kehren, im deutsch-evangelischen und katholischen Raum zum biblischen Begriff der *„gentes"*, der Völker, Völkerschaften, der durch Blutsbande und Volkskultur verbundenen Stämme, zurück. Das ist einer der größten Fortschritte des Christentums im 20. Jahrhundert. Nun, die praeclara gens, der herrliche Sachsenstamm, von dem die Mönche und Bischöfe, die Chronisten und

Schreiber, die Dichter des 10. und 11. Jahrhunderts stolz, froh ihrer Gliedschaft in ihm berichten, diese gens der Sachsen hat sehr viel mit den anderen gentes gemeinsam, die da als Nordmänner, als schwedische und dänische Wikinger, von der Nordsee zu Elbe und Weser vorpreschend, herankommen, und mit den gentes der Elbslawen, der Obodriten und Liutizen. Bischof Bernward und die sächsischen sangesfreudigen, trinkfesten und sehr wachen, hellen Mönche und Bischöfe seiner Zeit wußten, wie groß ihre Aufgabe war. Als Ludwig der Fromme den Bischofssitz von Eltze nach Hildesheim verlegte, als Zentrum und Bollwerk zur Bekehrung der ostfälischen Sachsen, zwischen 817 und 822, da war dieses Hildesheim ein altehrwürdiger Kultort mit vielen heiligen Schreinen und Kultmalen der alten Volksgötter. Einer war der Fricka, der Mutter der sächsischen Götter, auf dem Hügel geweiht, auf dem sich, als eine Holzhütte, der erste Dom, dann erhob. Die herrliche Bernwardsäule ist ein Gegenstück zu den vielen sächsischen Irminsäulen, die da zu Ehren des Himmelsgottes Ziu errichtet waren, des mächtigen Schwertgottes. Bei den benachbarten Slawen wurden solche Säulen auch in Bernwards Zeit noch verehrt. Halten wir einen Augenblick inne: wir kennen das Sprichwort „bei Gott sind tausend Jahre wie ein Tag", und wir wissen aus Volkskunde, vergleichender Religionsgeschichte und Tiefenpsychologie, wie sehr *religiöse Urbilder*, Heilszeichen, numinose Erfahrungen und Vorstellungen das zähe Leben von Jahrtausenden haben: in Europa und aller Welt, und wie sie immer wieder die dünne oder dickere Decke späterer Kulturen und Zivilisationen durchbrechen, und, herrlich und schrecklich, mächtig wie am ersten Tag, in der Seele erscheinen: nicht zuletzt wiedergeboren in den „zerstoßenen Herzen" (um Luthers Prägung in seiner Psalmübertragung hier zu beziehen): in den zerstoßenen Herzen von Verdemütigten, Beleidigten, Unzufriedenen, Friedlosen. Die knapp eineinhalb Jahrhunderte seit der gewalttätigen Bekehrung der Sachsen durch Karl den Großen hatten nicht vermocht, die religiösen Bilder und Erfahrungen, die innerste Prägung der Seelen, die in Jahrtausenden gewachsen war, zu tilgen – bei der gens der Sachsen. Und Jedermann konnte zu Lebzeiten Bernwards und Godehards sehen, wie wenig tief die Christianisierung bei den nahen und nächsten Slawen eingedrungen war. Jede politische und militärische Krise des Reiches und jede innenpolitische deutsche Situation benutzten sie, um zu ihren alten Göttern zurückzukehren. *Die ganze Größe des Problems – an dem Christlichwerden der Sachsen hing die Volkwerdung der Deutschen und die Verbindung Nord- und Osteuropas – wird sichtbar, wenn man es mit Problemen gleicher Rangordnung vergleicht.*

Südamerika steht heute vor einer Katastrophe, Afrika und große Teile Asiens stehen mitten in den Beben einer Katastrophe, weil es dort überall nicht wirklich gelang, den christlichen Samen in den tiefsten Tiefen der Völker, der gentes, einzuwurzeln – um mit der großen, von Leibniz bewunderten Theresa von Avila zu sprechen, muy muy al interior – im Grund und Untergrund der leibseelischen Strukturen. St. Michael in Hildesheim und die herrlichen Kunstwerke des Bernward von Hildesheim sind die Zeugen dafür, wie dieses riesenhafte Problem hierzulande zu lösen versucht wurde, und *wie Lösung gelang.*

Der durch die große slawische Erhebung von 1018 aus Oldenburg vertriebene Bischof Bernhard – Benno brachte seinem Gastgeber und Schützer Bernward als Gastgeschenk eine Säule mit, auf der Gott Prono, eine Gottheit seiner aufsässigen slawischen Untertanen, thronte. Bernward merzt die heidnischen Symbole auf ihr aus, krönt sie mit einer Marienstatue und stellt sie *vor* dem Hauptaltar in St. Michael auf, *hinter* diesem stellt er seine eigene Säule auf. Nun, die Bernwardsäule ist nicht einfach eine christianisierte Irminsäule, so wie Sankt Michael nicht einfach Wotan ist: Bonfatius hatte bekanntlich vorbildlich begonnen, Heiltümer und Heilsstätten des alten Schwertgottes und Donnergottes Wotan in Michaelskultstätten, Kapellen und Kirchen zu wandeln. Ein spätes, durch viele Bilderstürme, durch *Zerstörungen alter Bilder in der eigenen Seele sich selbst entfremdetes Menschentum* hat es sich erlaubt, über den schier nahtlosen Zusammenhang, über diese Verbindung uralter stammhafter Religiosität und neuer christlicher Gläubigkeit zu lächeln, sich darüber erhaben zu dünken.

Wir lächeln nicht mehr, wir wissen uns nicht mehr erhaben: wir sehen erschrocken in unserer Zeit Menschen in aller Welt sich erheben, in denen die großen heilsstarken Bilder ihrer Vergangenheit zerbrochen, in denen die Formkraft zerstört ist; Menschen, die sich einer *Verbildung* – durch schlechte Bilder, die jeden Tag ausgewechselt werden müssen, da sie filmisch sich selbst zersetzen – willenlos hingeben. Bernward von Hildesheim, die Mönche und Bischöfe, die um eine Einwurzelung christlichen Samens im alten Sachsentum rangen, waren keine Tiefenpsychologen des 20. Jahrhunderts, aber sie wußten von Haus aus, von ihrer eigenen Herkunft, wieviel gute Kraft und starker Glaube sich im Glauben – und damit auch in seinen Bildern und Formen – der Väter und Vorväter inkarniert hatte. So stellt Bernward die heilsstarke Säule der Slawen ins Gotteshaus, so bauen Bischöfe und Mönche in allen deutschwerdenden Landen *alte, heilsmächtige Steine,* Steine der Väter und Vorväter, der Römer, Kelten, Germanen und Slawen, der alten Völker Alteuropas in Kirchen und Klöstern ein: und immer wieder gerade auch Säulen, Säulen, die das Weltall tragen. Säulen zu Ehren des Himmelsgottes Ziu, wie sie ehrfürchtig die Fuldaer Mönche Rudolf und Mechinhart beschreiben (in der Translatio S. Alexandri *Wildeshusan):* „Irminsul . . . universalis columna, quasi sustinens omnia", die Irminsäule, eine All-Säule, die gleichsam alles trägt. *Alles tragen,* darum ging es ja nun: die Vergangenheit tragen, die eigenen Väter und Vorväter, und die Wetter der Gegenwart. Dieses *Allestragen* hieß auch: nüchtern *und* numinos, *ein Übertragen.* Es ging darum, die als heilig, heilsstark erachtete Kraft der Ahnen, der Väter, fruchtbar zu machen im Lebenskampf der Gegenwart. Wagen wir es also, dieser Verbindung von Archaischem, Frühzeitlichem, von vorchristlichen Bildungselementen und Christlichem ins Gesicht zu sehen: *der große Glanz und die Sicherheit ottonischer Weltbaukunst, Politik und Kultur ist ja nichts anderes als die Strahlung einer zutiefst unbefangenen Vermählung dieser beiden Quellflüsse.* Das Karolingische Erbe, das gerade im hohen 10. Jahrhundert mächtig einströmende byzantinische Formgut, und nicht zuletzt das Römisch-Antikische, das nicht nur hinter den Bronzetüren Bernwards die Tür

von S. Sabina in Rom, und hinter der Bernwardssäule die Säulen Trajans und Marc Aurels aufscheinen läßt, diese drei großen, fremden Elemente, das Karolingische, Byzantinische und Altrömische, konnten nur gewandelt, und verwandelt in eigenes Formgut werden, weil in diesem Sachsen Bernward und seinen Leuten, seinen Helfern und Mitarbeitern, der uralte Strom in der Seele, genährt aus archaischen Quellflüssen, breit und tief ins christlich regulierte Strombett floß. Wie ausdrucksstark sieht uns der Flußgott auf der Basis der Bernwardssäule an! Wie herrlich barbarisch prunkt der Bernwardsleuchter! Wie leibhaftig zugegen sind diese Männlein, diese Kobolde, holde und unholde, reitend auf Drachen, emporklimmend zum Licht, aus der Tiefe ...

Bernward läßt sich, bei Lebzeiten, seinen eigenen Grabstein hauen, aus einem einzigen großen Stein. Der *alte Steinglaube seines Volkes,* der Völker der Wanderungszeit – Stein ist Sicherheit – wir sehen vor uns den riesigen Monolith des Grabmales Theoderichs bei Ravenna – trägt den neuen Steinbau, trägt die größte technische Revolution des ersten Jahrtausends, den Übergang vom altgeliebten Holzbau und Holzwerk zum steingefügten Bau der Gottesburg zunächst, der heiligen Stätte, an der der starke Krist Sicherheit schafft: in seiner Kirche. In seinem geliebten Stein wird er sich zur Ruhe legen, der fortis gygas, der tapfere Held, wie Thangmar Bernward nennt, im sicheren Glauben, daß Gott und der heilige Michael ihn lieben – wie die Grabinschrift bezeugt; im getrosten Wissen, am Jüngsten Tag durch den Sieger über Hölle und Tod, den Christ, wiedererweckt zu werden: *auferstehen, aus der Erde, im Fleische;* im Fleische werde ich auferstehen, *aus der Erde, aus diesem Stein.* Jedes Wort der Inschrift auf seinem Steingrab ist ganz wörtlich wahrzunehmen, als Ausdruck eines unerschütterlichen Glaubens.

Dieser Bernward von Hildesheim sendet sterbend seinen letzten Gruß durch seine Mönche an den geliebten Kaiser Heinrich II. *Königsheil und Bischofsheil,* untrennbar vereint, *tragen das junge Reich.* Thietmar von Merseburg spricht es dezidiert aus: die Bischöfe können nur der geheiligten Person des Kaisers dienen. Das sogenannte ottonische Reichskirchensystem ist erst unter Heinrich II., dem Schüler Bernwards, in letzter Konsequenz aus- und aufgebaut worden. Heinrich II. ist der einzige von der römischen Kirche heilig gesprochene deutsche König und Kaiser. Die Heiligsprechung Karls des Großen, durch einen Gegenpapst, erlangt nur in einigen Diözesen Anerkennung. Eben dieser Heinrich II. scheute nicht davor zurück, die heidnischen Liutizen mit ihren heidnischen sakralen Feldzeichen in sein Heer aufzunehmen und mit ihnen gegen den christlichen Polenherzog zu kämpfen. Wohl entreißt er den Polen Böhmen, sonst aber verlaufen seine fünfzehnjährigen Polenfeldzüge wenig glücklich, nicht zuletzt deshalb, weil die sächsischen Fürsten, zum Teil mit Boleslav Chrobry verwandt, den Krieg lässig führen; sie wollen lieber mit den Liutizen kämpfen ... So fließend ist damals alles, ist im Flusse.

So fließen vor allem im Königsheil uralt-archaische und christliche Lebenselemente zusammen. Der Sieg auf dem Lechfeld 955 über die Ungarn, hatte für Otto I. eben diese entscheidende Bedeutung: hier mußte sich erweisen, ob er der Starke war, der Heilsmächtige, der dem Volke Frieden und Sicherheit,

dem Lande fruchtbare Ernte, und seinen Kriegern Ruhm, Nachleben schaffen konnte, nach den Jahren der Kämpfe zuvor mit den engsten Sippengenossen. Otto rüstet sich zur Schlacht, indem er seine Heilsfreunde im Himmel beruft, im rechtsgültigen Bündnis. Dem heiligen Laurentius verspricht er im Falle des Sieges die Gründung eines Bistums in Merseburg, dem heiligen Mauritius, dem Schirmherren seiner Ostpolitik, dessen Lanze er als Mittler seiner Heilskräfte in der Schlacht trägt, gelobt er die Gründung des Erzbistums Magdeburg. Fahnenführer in der Schlacht aber ist der Bannerträger des himmlischen Heeres, St. Michael, der zum Schirmherren des Reiches erkoren wird, so wie er in Ostrom die Heere des Kaisers der Romäer führte. Gleich nach der Schlacht aber folgt die Siegesfeier, als ein sakrales Mahl, das die Toten und Lebenden vereint zu gemeinsamer Heilsstärkung: alle Teilnehmenden und noch Nachfahren sind sich völlig im klaren über den archaischen, vorchristlichen Charakter dieses Mahles: secundum errorem paternum, nach dem irrenden Brauch der Väter wurde es zelebriert, vermerkt Widukind.

Otto III., der kaiserliche Jüngling, dem Bernward von Hildesheim als Erzieher, später als Berater zur Seite stand, läßt in Aachen die Gruft Karls des Großen öffnen, schneidet dem heiligen Ahn, um seiner Heilskraft teilhaftig zu werden, die Fingernägel, zieht ihm einen Zahn, und nimmt einen Teil seiner Gewande an sich. Das Volk ließ sich seinen Glauben an das Königsheil nicht nehmen, auch dann nicht, wenn eben dieser König als heillos erklärt worden war: zum Leichnam des im Kirchenbann gestorbenen Heinrich IV. wallfahren die Bauern in der Lütticher Gegend, um Korn, Saatgut, zur Höhung seiner Fruchtbarkeit, mit dem Leib des Toten zu berühren.

Heil des Königs: es bedarf immer neuer Wiedergeburt und Stärkung – durch den Sieg, in der Schlacht. Im 10. Jahrhundert setzt sich die Heiligung des Kriegführens durch, wobei Päpste im Kampf mit den Sarazenen vorbildlich werden. In fränkischer Zeit verlangte die Kirche noch 40 Tage Buße für *jedes Töten* im Kriege. 955 zieht das deutsche Heer unter dem Michaelsbanner gegen die Ungarn. Vom späten 10. Jahrhundert an werden kirchliche Benediktionen bei der Schwertleite üblich, 1054 findet der erste Kreuzzug statt, der des deutschen Papstes Leo IX. gegen die Normannen. Gregor VII. gibt der Kreuzzugsidee die erste konkrete Formulierung, die gregorianische Partei setzt die Idee des „heiligen Krieges" durch.

Für die Ideologie des Reiches, und für die Ostpolitik der Könige und Kaiser, der weltlichen und geistlichen Fürsten ist wichtig und schicksalschwer geworden: die Überreichung des Schwertes durch den Papst bei der Kaiserkrönung – urkundlich hören wir 816, bei der Krönung Ludwigs in Rom, erstmalig von ihr – verpflichtet den Herrscher zur „Ausrottung des Bösen" und zur Verteidigung des Reiches, der Christenheit: wobei eben diese Verteidigung, wie es Agobard von Lyon genau formuliert, die „Unterjochung der barbarischen Nationen, damit sie den Glauben gewinnen und damit die Grenzen des Reiches der Gläubigen ausgeweitet werden", umschließt.

Hier entsteht eine tragische Situation, die gleichzeitig den Aufgang Europas

mit trägt, und alle Elemente eines Untergangs enthält. Mission, Christianisierung der Slawen und Osteuropas, Unterwerfung unter „das süße Joch Christi", das jugum Christi, bedeutete gleichzeitig Unterwerfung unter das Reich und faktisch unter die deutsche Reichskirche. Die Slawen fürchten, wie der Chronist der Missionsfahrten des Bischofs Otto von Bamberg vermerkt, den *„deutschen Gott"*, den *deus theutonicus.* Hier sieht nun im hohen 10. Jahrhundert Byzanz seine große Chance: Ostrom und seine Kirche umwerben Rußland, Polen, Mähren und Ungarn. *Der große Kampf zwischen West und Ost in Europa ist im 10., wie auch noch im 20. Jahrhundert, Kirchenkampf und politischer Kampf.* Missionare der Ostkirche suchen Mähren, Ungarn, Polen für die Ostkirche, die Kultur und die Politik des östlichen Imperiums zu gewinnen. Noch im hohen 12. und frühen 13. Jahrhundert steht diese Missionsbewegung vor den Toren Wiens, bis die Zisterzienser die ostkirchlichen Klöster übernehmen. Die Furcht und der Widerwille gegen den deutschen Gott drohten damals, in der Wende des ersten Jahrtausends, vor allem Polen und Ungarn in die byzantinische Sphäre abzudrängen. Schon war ja Rußland, in dem die zagen und mit ganz ungenügenden Mitteln vorgetragenen Missionsbemühungen Ottos I. gescheitert waren, in vollem Übergang in die ostkirchliche, spirituelle, kulturelle und politische Hemisphäre. Da war es die Tat des jungen Ottos III., Polen und Ungarns Verbindung mit dem Reich und dem Westen zu sichern durch seine Mitwirkung an der Schaffung einer nationalen Kirche, durch die Errichtung des Erzbistums Gnesen im Jahre *1000,* dem die Errichtung von Gran, als Metropole der ungarischen Kirche, *1001* folgt. *Das sind die bedeutendsten geschichtlichen Fakten, die um die Jahrtausendwende geschaffen wurden.* Otto III. nimmt den Polenherzog als „Bruder und Mitarbeiter des Reiches" und als „Freund und Bundesgenossen des römischen Volkes" an, als frater et cooperator imperii und als amicus et socius populi romani. Sein Freund, der erste tschechische Bischof von Prag, Wojtech-Adalbert, wird in Verbindung mit dem Kaiser und mit Rom zum großen Slawenapostel. Adalbert gründet das Benediktinerstift Brewnow bei Prag, als Ausgangspunkt für die Christianisierung in Polen und Ungarn. Von Brewnow aus wird Meseritz, die erste Benediktinerstiftung Polens, gegründet. Der Schüler Adalberts, Astrik-Anastasius, gründet die ungarischen Abteien Martinsberg und Pecsvarad. Adalbert tauft Waik, den Ungarnfürsten, der nun als *König Stephan* Ungarn christianisiert; Astrik wird das erste Oberhaupt der Kirche von Ungarn. Diese *Vorleistung* des Kaisers Otto III. an die Polen und Ungarn, die er in die Freiheit von Brüdern, von Mitarbeitern entläßt aus engst verstandener Herrschaft, hat im 10./11. und 20. Jahrhundert harte Kritik und Gegnerschaft gefunden. Damals erhebt sich ein breiter Widerstand gegen diese Lösung der polnischen Kirche aus der deutschen Kirchenherrschaft; heftig protestieren besonders Bischof Unger von Posen, der ja jetzt unter polnische kirchliche Oberhoheit kam, und Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der darüber mit dem Kaiser zerfällt. Thietmar von Merseburg hält diese Gründung Gnesens für ungesetzlich, und deutsche Historiker des Bismarckreiches und der Weimarer Republik halten sie für die „ver-

hängnisvolle Konzession" eines jugendlichen Phantasten. Dieser junge Mann, Otto III., war aber weit mehr Realpolitiker als seine Kritiker im frühen 11. und auf der Höhe des 20. Jahrhunderts. Er wußte, daß eine gewalttätige Bekehrung ganz Osteuropas, Polens und Ungarns sowohl die deutsche Volkskraft wie die spirituelle Kraft des damaligen Westeuropas, das sich eben erst aus schwersten Wirren erhob, in jeder Hinsicht überstieg. Daran war ja bereits die Rußlandmission Ottos des Großen gescheitert: es war sehr schwer, auch nur den einen oder den anderen geeigneten Mann zu finden, der da als Missionar ausgeschickt werden konnte: *ohne* Schwert, nur mit der Macht seiner Persönlichkeit und des Wortes der Frohen Botschaft.

Dieses Wissen muß mit Otto III. sein Erzieher und Berater Bischof Bernward von Hildesheim geteilt haben. Sein Wahlspruch „ne quid nimis", gegen jede Überhebung gewandt, entsprach nüchternem Realsinn, nicht zuletzt benediktinischer Prägung. Benediktinische Mönche, Gott und Welt, Erde, Himmel und Volk verbunden, tragen die Mission in Polen und Ungarn, Bernward läßt sich als Benediktiner bestatten. Verstehen wir von hier aus noch einmal eine Stufe tiefer, seine eigene Volksverbundenheit, sein Schaffen als Künstler und Bauherr und als Bischof. Bernward weiß nur zu gut, wie schwer es war, das Christentum bei seinen nächsten und engsten Landsleuten einzuwurzeln: seine Klage von 1021, über „schlechte Christen" in seiner Diözese, zielt in diese Richtung. Alle Überhebung und alle Verstiegenheit sind ihm fremd. Er denkt nicht an ferne Slawenmission, sondern an Einwurzelung des christlichen Kernes in seinem Volk, der gens der Sachsen, in seinem Land. Hier dürfen wir die von Kunsthistorikern vielfach betonte schöpferische Reduktion seiner Kunst, der sächsischen Kunst und Kultur des ottonischen Zeitalters auch im politischen und religiösen Vollsinn verstehen. Man hat da mit Recht hervorgehoben, wie sehr die Monumentalität, die Sicherheit des tektonischen Gefüges, wie sehr die innerste Geschlossenheit, offen zugleich in strenger Vielfalt, der ottonischen Baukunst zunächst, dann der literarischen Kultur in den Klöstern und Bischofssitzen, sich immanent distanziert von der karolingischen Hofkultur. Eine Art freischwebende Intelligentsia, von Emigranten aus Spanien, von iro-schottischen hochgebildeten Klerikern, von rhetorisch hervorragenden Schulmeistern aus dem italischen, langobardischen Raum, trafen sich am Hofe Karls des Großen und Karls des Kahlen, und schufen hier jene antikisch-gestimmte höfische Prunk- und Feierwelt, die sogenannte karolingische Renaissance, die in vielen Bezügen mehr Abgesang spätantiker Kunstwelt und Literatur, als Aufgesang des neueren Europa ist. Das Artifizielle, Künstliche, Überhöhte dieser von einer sensiblen und agilen Intelligentsia getragenen Zivilisation wurde durch die Mönche und Bischöfe der sächsischen Zeit in schöpferischer Reduktion „aufgehoben", im doppelten Sinn des Wortes. Gewiß: die große ottonische Kunst in Deutschland, diese Kunst, die ihre Zentren in den *Klöstern von Bischofssitzen* hat, in Köln, Trier, Hildesheim, Minden, Regensburg, Salzburg, sie bezieht sich, wie Albert Boeckler eben wieder gezeigt hat, ihrerseits auf drei große Vorbilder: in der spätantiken, der karolingischen und byzantinischen Kunst. Das

gilt zumal für die Malerei, dann für Plastik und Kunstgewerbe. Das Eigenste und Stärkste, Überzeugendste schafft diese ottonische Kunst der Reichsbischöfe und ihrer Mönche jedoch dort, in der Baukunst und Schmuckkunst, wo sie die fremden Elemente kühn und entschieden dazu verwendet, Eigenes, Eigenstes zu formen und auszusagen. Worum ging es da? Um *certa fides, um Glauben, der Sicherheit ist.* Diesen festen Glauben bekundet der Steinbau: an sich eine Revolution gegenüber der Welt der Wälder und der Wanderungen, eine Revolution, nicht geringer als die technische unserer Zeit. Eben diese Revolution wurzelt sich jedoch in ältester eigener Art ein. Das monolithische Steingrab des Theoderich und des Bernward von Hildesheim verbindet den uralten archaischen Steinglauben an die Macht heiliger, heilsstarker Steine mit dem neuen Glauben. Nun trägt, in St. Michael, der heilige Stein, wohlgeformt, gegliedert, die schwere Last: sicher trägt er. Certa fides, gewandt gegen die incerta fides der „unsicheren Christen", gegen das Element der Unsicherheit an sich präsent in Tod, Teufel, Hölle, im Gespenstisch-Elbischen, das ja immer noch zugegen ist. Froh berichtet Wolfher, der Verfasser und Freund des Bischofs Godehard von Hildesheim, der so vielen Europäern heute nur mehr durch den St. Gotthard-Paß, Erinnerung an seinen einst weit verbreiteten Kult, fern-vertraut ist, in seiner zweiten vita Godehardi, im Nachruf auf Bernward von Hildesheim: er baute St. Michael und sehr feste ehrenfeste, wehrhafte Türme und Wälle zum Schutz der Bürger; und der Bischof Godehard, sein Nachfolger, ein Bayer, voll Humor, Leutseligkeit und kluger Strenge, drang in den Sumpf im östlichen Teil unserer Stadt ein, „Sullz" – „Sumphe" genannt; *invasit,* heißt es im Original, er drang also ein, der tapfere Kämpe Gottes, als ein Kämpfer in feindliches Land, denn da stiegen Tag und Nacht böse, dämonische Geister aus dem Sumpficht auf. Er aber, der Bischof, überwindet sie, die bösen Unholden, die das Volk erschrecken, wie die Quelle betont: mit Kreuz und Reliquien dringt er ein, und baut mitten hinein in das trockengelegte Land das Oratorium St. Bartholomaei, macht die Stätte wohnbar, und baut hier auch ein Spittel, ein Haus für Arme und Kranke. Die vielberühmte Bautätigkeit dieser ottonischen Bischöfe wird hier in nuce faßbar: sie schaffen, durch alle ihre Bauten, Sicherheit: Sicherheit im Schutz des treuen Gottes und seiner Heiligen. Sicherheit für den Menschen, den „armen Sünder", der Schutz vor Seuche, Flut, feindlicher Invasion, vor Ungewitter jeglicher Art sucht. Sicherheit, im Steinbau für den Menschen, der Sicherheit, in einem sicheren Glauben, nicht zuletzt *vor sich selbst sucht.* Damit stehen wir vor dem zweiten Pol, vor der anderen einmaligen Leistung des Kulturwerkes und der Kunst des bernwardinischen Zeitalters. Diese – *seine Gestaltung des Menschenbildes* – wieder eine Revolution, verglichen mit der abstrakt-ornamentalen Kunst der Vorväter, Erbe der Völkerwanderung, das in sich trug die Ängste der Vorzeit und das formale Erbe skythischer und sarmatischer Frühgeschichte, löst den Menschen heraus aus den Stricken, den Fallstricken des Bösen, den Verstrickungen in ohnmächtig erlittenes feindseliges Schicksal: ganz wörtlich, aus dem Flechtwerk, das magisch ihn bindet. Das Menschenbild – und damit ein neuer Mensch – wird gewonnen,

indem der Mensch gelöst, herausgelöst wird aus dem fatalistisch-pessimistisch-passiv ertragenen Geflecht, aus dem Kreislauf des Schicksals, das keine echte Lösung, keine Erlösung kennt. Das wird möglich in eben dem Augenblick, in dem der Mensch nüchtern, ruhig und ergriffen sich selbst ins Gesicht zu sehen wagt: und sich als Sünder wahrnimmt. Das ist die hohe Stunde der inneren und äußeren Entstehung der Bronzetüren des Bernward von Hildesheim. Tür, Tor, die den Eintritt des Bösen zu wehren hat: *letzten Schutz, letzte Sicherheit findet nur der Mensch, der nackt, ohne Lüge, sich selbst zu sehen wagt, als Sünder, als zur Erlösung Berufener.* Deshalb wird auf dem linken Flügel („links" ist ein uraltes archaisches Symbol für das Böse, Schlechte) dargestellt, wie die Sünde in die Welt kam, und rechts, wie der Mensch erlöst wird. Was aber ist hier bei Bernward, aus den graphischen Vorbildern, den karolingischen Miniaturen der Schule von Tours, aufbewahrt in Heinrichs II. Lieblingsstiftung, in Bamberg, geworden! Aus hoher Literatur antikischer Anempfindung ist Volkskunst geworden, in einem ganz hohen Sinne: Kunst, die sich des Volkes erbarmt, der misera plebs der Sünder. Man muß dieser Eva, die da ihren Erstgeborenen, Kain, säugt, ins Gesicht sehen. Diese Wehmutter, Mutter aller Sünder, wird heute noch erinnert im Wort italienischer Bäuerinnen, die verfolgten armen Sündern, Verbrechern, aber auch verfolgten deutschen Soldaten im letzten Kieg Aufnahme, Schutz gewährten, mit den Worten: é figlio di madre, er ist der Sohn einer Mutter. *Auch Kain ist ein Menschensohn.* Dieser Kain, der sich da auf der Tür schützend in seinen Mantel birgt, um sich vor dem Zorn Gottes zu verbergen. Dieser Kain, der Sohn seines Vaters Adam und seiner Mutter Eva, der ersten Menschen, der ersten Sünder auf Erden.

Mit der Kraft eines großen Sinnes und eines großen Herzens hat Bischof Bernward von Hildesheim, dieser Freund des Volkes, der Handarbeit (hier schließt er an die handarbeitenden Volkskirchenmänner der Wanderungszeit an, auch an den Schmied Eligius, den Mann der Merowingerzeit, der Bischof und Patron der Goldschmiede wurde) verstanden: der neue Glaube ließ sich nur einwurzeln im Volk , wenn er dieses ganz nahm, wie es war: hart und schwerfällig, trotzig und treu, nicht leicht zu biegen und zu beugen: ein Volk von harten Sündern, denen doch die Verheißung gegeben ist, mit dem Herrn Christ das Herrenmahl zu teilen. Die sächsische „rusticitas", die der siebzehnjährige Kaiser Otto III. ablegen will, um mit Hilfe Gerberts von Aurillac die griechische „subtilitas" als Erbschaft seiner Mutter, mehr in sich zu kultivieren; eben diese sächsische rusticitas beruft der Bischof Bernward von Hildesheim, um sie an Gott zu geben. Das ist die Offenbarung dieser Kunst, in den Bronzetüren und an der Bernwardssäule. Seht, so ist der Mensch! Der Mann, das Weib unseres Stammes: so gerät er, immer wieder, in die Versuchung, nach der Frucht des Bösen zu verlangen. So schlägt er den Bruder tot. Jeder Mensch ist ein potentieller Mörder, zumindest Totschläger. So bebaut er die harte Erde. Und so verlangt er nach dem Heil.

Auf den Bernwardstüren erscheinen die Figuren als Energieballungen der Grundfläche, als plastische Verdichtung einer aus der Tiefe herausdrängenden

Bewegung (A. Boeckler). Was hier emporwallt und empordrängt, ist der ungelöste Schmerz, das unausgesagte Leid, ist die Schwere des Lebens, das nunmehr in der Schwelle der Archaik, um Lösung ringt: und hier *bewußt* wird – im *Bild. Bewußtwerdung durch Bild-Werdung.* Bannung der Not, der Volksnot, der Sündennot – Gewinnung einer eigenen Sprache, einer wahren Volkssprache in der Kunst – das ist das Werk des bernwardinischen Zeitalters, ist Tat nicht zuletzt des Mannes und Mönches und Reichsbischofs Bernward, der seinen Leuten, seinem Volke aufs Maul und ins Herz schaute, unerschrocken, wie lange nach ihm ein anderer deutscher Mönch in die „zerstoßenen Herzen" sah – Martin Luther. Ist es ein Zufall, daß dieses Werk Bernwards, des Sachsen, so nahtlos fortgesetzt wurde durch einen Mann aus einem Stamme, der damals ebenso intensiv sich ins Christliche einzuwurzeln begann, aus dem Bayernvolk, Godehard, der im Sachsenland 30 Kirchen baut, ein Reformer, der sich auf den Umgang mit allem Volk versteht, weil er nie ihm entwachsen, überwachsen ist? Im Todesjahr Bernwards von Hildesheim, 1022, stirbt in St. Gallen Notker III. Labeo, Notker der Deutsche, der Lefzige, der erste und bis zu Luther größte „Übersetzer" der Deutschen. Dieser Mönch formt sich für sein großes erstmaliges Werk ein Deutsch, das tief im Herzensgrund beheimatet ist. Der Mönch im Süden wurde des Wortes mächtig, und der Mönch und Bischof, der Mann im Norden wurde des Bildes und des Baues mächtig, weil sie beide den Weg fanden, den Ausweg aus dem mörderischen Kreislauf der fernen und allernahesten Vergangenheit, aus dem Geflecht mörderischer Stammesfehden, Sippenfehden, Volkskämpfe. Bernward von Hildesheim und Notker der Lefzige wußten, daß die gentes, die Stämme, der Formkraft der „Neuzeit" bedurften: des Christentums und der Antike; jenes „Europa", das die Theologen und Ideologen um Karl den Großen eben erst namhaft gemacht hatten, und das so offen, so formlos und formschwanger da lag, das im Osten keine Grenze hatte, und nach Innen um Grenze, um Maß und Form rang.

In eben diesem werdenden Europa stießen um die Jahrtausendwende, als Zeitgenossen Menschen aufeinander, die ganz verschiedenen geschichtlichen Epochen entstammten. Das ist nicht zuletzt ein Moment, der die erste und die zweite Jahrtausendwende in unserer europäischen Geschichte so nah aneinanderrückt. *Die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigen machte damals wie heute das Leben so schwer und schwierig.* Ähnlich wie heute, in Afrika, Asien, Südamerika, aber auch in Europa, auch mitten in unseren Völkern Menschen aufeinanderstoßen, die mental, seelisch und bewußtseinsmäßig in ganz verschiedenen Zeitaltern beheimatet sind, so stießen damals Menschen aufeinander, die in der Bronzezeit und Protohistorie beheimatet waren – so im skandinavischen Norden und einen Großteil Nordosteuropas – und andere, die in der späten Antike, in Rom und Ostrom, oder eben näher in der Völkerwanderungszeit zu Hause waren, wörtlich und im übertragenen Sinne. Nicht zuletzt ihre Beziehung zur antiken Kultur verrät ihre innere Lage. Der heilige Odilo von Cluny sieht die antike Poesie als Schlangen, die aus einer wunderschönen Vase kommen. Der große heilige Majolus von Cluny läßt aus den alten Manuskripten

profane, ihm unheil dünkende Stellen ausschneiden, er hat in seiner Jugend in der bischöflichen Schule in Lyon „die Lügen Vergils", eben des Vergil, den der größte Poet des christlichen Mittelalters sich zum Führer wählen wird, gelesen. Da wettern Mönche, eine gewisse Art archaisch verwurzelter Mönche, gegen die dekadente Kultur der heidnischen Antike. Auf dem Konzil in Saint-Basle erklärt der Legat des Papstes, dem man die Unbildung des Papstes Johann XVI. vorwirft, daß Platon, Terenz und diese ganze unheilige Gesellschaft der alten Dichter und Philosophen Magier gewesen seien, gefährliche Zauberer, fähig zu fliegen und ins Meer zu tauchen. Die Zaubermacht der Antike wird dergestalt als Magie, Verführung und Betörung erfahren. Gleichzeitig blüht, etwa in den Bergklöstern Kataloniens, eine klassizistische Kultur. Ein Miro Bonfill, Bischof von Gerona und Graf von Besalú, und ein Cesari, Abt von Montserrat, schwärmen für die griechische Sprache, schreiben humanistische Briefe. Dieser Kultur entstammt Gerbert von Aurillac, von Otto III. zum Papst erhoben, der mit ihm ein neues Europa bauen soll. Eben Gerbert, der sich wie Bernhard von Hildesheim, für Handarbeit, Kunsthandwerk interessiert, ein enzyklopädischer Kopf, besonders begabt für Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften, wird wenig später im *Prozeß ständiger Rebarbarisierung*, der unser ganzes Mittelalter *auch* erfüllt, als böser Magier, Zauberer, Teufelspaktler, dargestellt. Gerbert von Aurillac und andere gelehrte Mönche, Humanisten, aber auch weltliche Grammatiker, Lehrer, Juristen um die Jahrtausendwende in Oberitalien, besonders im spanischen Raum wirken wie Modelle zukünftiger Menschen, ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte voraus. Gleichzeitig-ungleichzeitig stehen im Norden Fürsten, Männer, Machtmänner der im Jahre 1000 zum Christentum bekehrten Schweden, Isländer und Norweger und Dänen, die direkt aus der Bronzezeit und Prähistorie die Bühne der damaligen Weltgeschichte betreten, nicht anders als heute Machtmänner aus Afrika und Asien vor die UNO treten. Da ist es ein Olaf Tryggvesson, der sich um 995 zum Christentum bekehrt, und lebenslänglich massiv in seiner alten Stammesmentalität eingewurzelt bleibt. Olaf der Heilige und der Däne Svend, der irische Häuptling *Brian* und so viele andere, die da hereinfahren ins Abendland aus dem Norden und Nordosten, als Viking und Räuber und Mörder zunächst, und hier, in Sizilien und Unteritalien, in der Normandie und England zu Bauherren des neuen Europa werden, sind Männer aus der Vorgeschichte und Völkerwanderungszeit.

Zwischen diesen Männern aus den Jahrtausenden vor Christi Geburt, und zwischen den südwesteuropäischen Humanisten und Gebildeten, die auf das 12. und 16. Jahrhundert zumindest vordeuten, lebt, arbeitet, betet und streitet Bernward von Hildesheim, so recht in der Mitte, ein Mann der Mitte dieser Zeit: das ist vielleicht das offenbare Geheimnis seiner geschichtsmächtigen Wirkung. Er bindet in seinem Werk die Vorzeit und die Zukunft in die Gegenwart hinein. Vorzeit seines Volkes, des hochberühmten Sachsenstammes, Zukunft der Deutschen: in einem Europa, das seine Vitalität nicht zuletzt der Offenheit seiner Spannungen, seiner ungelösten Probleme verdankt. Bernward und Gode-

hard von Hildesheim wissen sehr genau, daß nach ihrem Tod die Auseinandersetzungen, die Kämpfe weitergehen werden: im Reich, in der Christenheit, im Sachsenland. *Eben deshalb bauen sie:* feste Häuser Gottes und seiner Heiligen, um dem Menschen zwischen Sündenfall und Gericht *Zeichen von Sicherheit* zu geben; das Maß von Sicherheit, das in „unseren Zeiten", temporibus modernis, in der Moderne, dem Menschen zukommt. Häuser Gottes, Kirchen; das ältere Deutsch versteht unter Kirche allein das „Gotteshaus", bezieht das Wort „Kirche" nur auf dieses, „daz gôtshus"; Kirche als Gesamt der Christen heißt: „Diu christenheit". Nun, *diese* Kirche, *diese Kirchen* wurden immer wieder verbrannt, eingeäschert. Das sahen Bernward und Godehard so oft in ihrer Zeit. Im Jahre 1000 äschert der Blitz die Kirche auf dem Mont St. Michel, eines der hervorragendsten Michaelsheiligtümer des Abendlandes, ein. Vor und nach 1000 fallen so viele Kirchen der Flamme zum Opfer: durch einen der häufigen Brände, in den Städten und Orten, die zumeist aus Holzhäusern bestehen; durch feindliche Einfälle, durch Bürgerkrieg und innere Fehde. Bernward und Godehard sehen in ganz Europa Kirchen brennen. Eben das ist für sie ein Grund, neue zu bauen. Gerade nach der Jahrtausendwende, in novissimis temporibus, in der Neuzeit, die Endzeit, Gericht und, riesengroß, befreiende Begnadung ist.